

BESONDERE KENNZEICHEN

Idealistin . . . dringend gesucht



Viola Heinzelmann, 45, erste Gynäkologie-Professorin der Schweiz.

QUELLE/XX

Für Viola Heinzelmann, Chefärztin der Frauenklinik in Basel, ist die Forschung das Leben – entscheidend dafür sei der richtige Mann. Doch wo sind die Jungen, die ihre Ideale teilen? VON BIRGIT SCHMID

Es ist ihr nicht anzusehen, was sie seit ein paar Tagen beschäftigt. Viola Heinzelmann sitzt am oberen Ende des langen Sitzungstischs, es ist morgens um acht, und mit der Chefärztin der Frauenklinik des Universitätsspitals Basel finden sich weitere zwanzig Personen zur interdisziplinären Sitzung der Abteilung Gynäkologie und Onkologie ein. In diesem wöchentlichen Meeting werden die Patientinnen besprochen: Wie verlief die Operation, wirkt die Chemotherapie, ist die Frau sozial eingebettet, wünscht sie psychologische Betreuung? Schmerztherapeut, Psychoonkologin, Apotheker, Pflegefachfrau, Ernährungsberaterin gehen von Fall zu Fall, während Heinzelmann die Tumore erklärt, von Karzinom, Rezidiv, Ovar spricht. «Wie alt sind die Kinder der Patientin?», fragt sie ein paarmal.

Als einmalig an einem Schweizer Spital beschreibt Heinzelmann diesen Austausch. Er sollte verhindern, dass Ärzte, wenn sie über eine Patientin reden, über verschiedene Patientinnen reden – weil sie zu schlecht informiert sind. Sogar das Case-Management sitzt mit am Tisch, das die Kosten überwacht. «Die Zeit der One-Man-Shows ist vorbei», sagt Heinzelmann.

Fördern – und Talent verlieren

Seit bald drei Jahren leitet die 45-Jährige die Frauenklinik, ihr Spezialgebiet ist der Eierstockkrebs. Sie hat einen Lehrstuhl für Gynäkologie an der Universität Basel – dies als erste Frau in der Schweiz. Ausgerechnet die Frauenheilkunde war bisher in Männerhand, obwohl die Schweiz das erste Land Europas war, das Frauen zum Medizinstudium zuließ. Marie Heim-Vögtlin (1845–1916) ging voran und doktorierte 1874 in Gynäkologie. Heinzelmann gehörte zu den Pionierinnen, als sie 2008 als zweite Frau in Zürich in Gynäkologie habilitierte.

«Ich bin etwas angeschlagen», entschuldigt sie sich, als sie nach dem straff gehaltenen Meeting in ihrem Büro sitzt (wie sinnvoll die aufwendige interdisziplinäre Methode ist, ist durchaus auch umstritten). Sie sieht jetzt tatsächlich bekümmert aus. An-

fang Woche hat ihre Stellvertreterin gekündigt. Sie wechselt zum Basler Claraspital. Das Privatspital will die eigene gynäkologische Onkologie stärken, wohingegen die beiden öffentlichen Spitäler in Stadt und Kanton Basel unter Druck stehen, kostensparend zusammenzuarbeiten. Vor allem verliert sie eine Mitarbeiterin, die sie gefördert und aufgebaut hat auf dem Weg zur Chefärztin. Das

«Sie gehört zu einer neuen Generation von Chefärztinnen. Sie zeigen Gefühle zum Preis, dass sie verwundbarer sind.»

René Hornung
Chefarzt Kantonsspital St. Gallen

mache sie etwas traurig, sagt sie und klingt enttäuscht. Ein Universitätsspital habe aber nun einmal den Auftrag, Leute auszubilden, und dazu gehöre halt auch, dass die guten Leute eines Tages abgeworben würden: «Der gute Ruf des Hauses macht mich auch stolz.» Doch sie nimmt etwas Grundsätzliches wahr: Der Nachwuchs wolle immer weniger «den steinigen Weg der Forschung gehen». Er folge lieber dem Ruf der Privatwirtschaft mit ihren hohen Löhnen und der Aussicht auf eine gute Life-Work-Balance. Wenn sie dann von ihrem Idealismus erzählt, der sie immer in der Wissenschaft halten werde, hört man den gekränkten Stolz heraus.

Die gebürtige Stuttgarterin wollte schon als kleines Mädchen Ärztin werden. Geprägt haben sie sechs Jahre in Sydney, wo sie an einem gynäkologi-

schen Krebszentrum unter den Grossen des Fachs arbeitete und die flachen Hierarchien und die britische Lehrkultur kennenlernte. Dank einem offenen Führungsstil werde das Resultat besser, ist sie überzeugt: «Man soll mich wegen meines fachlichen Könnens schätzen und nicht nur zu mir hochschauen, weil ich die Chefin bin. Man darf mich immer auch korrigieren.» Deshalb wertet sie auch gerne die Kompetenzen der einzelnen Fächer auf.

So nimmt einer ihrer Oberärzte am ersten Interview teil, das sie der NZZ vor ein paar Wochen gab. Darin ging es um sexuelle Lustlosigkeit bei Frauen und das in den USA soeben zugelassene «Viagra» für die Frau. Warum gibt sie nicht vor, das Wissen selbst zu haben? Weil sie ihre fachlichen Grenzen anerkennt. Sie sagt: «Ich habe keine Angst, dass meine Mitarbeiter eines Tages besser sind als ich. Im Gegenteil, meine Aufgabe ist es, ihr Talent zu erkennen und es zu fördern.»

Gideon Sartorius, besagter Oberarzt, der in Basel die interdisziplinäre Sprechstunde für Sexualmedizin mit leitet, lobt Heinzelmanns Offenheit und Nähe zu den Auszubildenden. Die Chefärztin büsse dadurch nicht an Autorität ein, erklärt er: «Es hindert sie ja nicht daran, Fehler zu kritisieren. Sie schätzt ein kompetitives Klima und will als Klinik etwas erreichen.»

Verweiblichung der Medizin?

Im Moment zählt die Basler Frauenklinik 400 Mitarbeitende, nur 44 davon sind Männer. Weshalb Heinzelmann gezielt auch Männer einstellt. Vor allem den Anteil bei den Assistenzärzten will sie erhöhen. Trotzdem ist sie froh, dass immer weniger so denken wie einer ihrer ehemaligen Medizinprofessoren, der noch sagte: «Die Verweiblichung unseres Fachs ist der Untergang unseres Fachs.» Vielleicht verbietet es auch bloss die politische Korrektheit. An den Studentinnen, die bei ihr in der Vorlesung die Reihen füllen, kann sie den Untergang jedenfalls nicht erkennen. Aber auch unter ihnen trifft sie die Ärztinnen mit kleinen Kindern, die im Begriff sind zu habilitieren – und es dann doch nicht tun.

Für eine Frau, die Karriere machen will, sei etwas besonders wichtig: die Wahl des richtigen Partners. «Das ist das alles Entscheidende.» Sie ist mit einem Physiker aus der Ostschweiz verheiratet, der bei einer Grossbank arbeitet. Das Paar hat zwei Kinder, der Sohn ist 10, die Tochter 4 Jahre. Ihr Mann hat soeben auf 80 Prozent reduziert. Sie selbst arbeitet Vollzeit. Unterstützung im Haushalt und bei der Kinderbetreuung erhalten sie von der Familie. Wenn Heinzelmann freitags um 18 Uhr losmuss, um die Kinder abzuholen, muss sie los. Sie verabschiedet sich pünktlich von ihren Oberärzten, denen sie am Freitagabend bei einem Umtrunk für die Woche dankt, und geht – sie hofft: mit gutem Beispiel voran.

Sie lacht auf, ein lautes Lachen, das so lustig klingt, dass es im Raum gleich heller wird. Vielleicht muss ein bejahendes Wesen haben, wer oft tödliche Diagnosen stellt. Viola Heinzelmann hat nicht das freudige Gebiet der Gynäkologie gewählt: Leben auf die Welt bringen, wie es gerade ein paar Türen weiter geschieht – und es inzwischen in Basel so häufig vorkommt, dass das Büro der Chefärztin für den Ausbau der Geburtsabteilung weichen musste. Sie ist über die Strasse gezogen. Sondern Tumore erkennen, Tumore entfernen, sogar heilen; sie verhindern dereinst: Das ist alles, was sie will.

Sie erzählt vom Da-Vinci-Operationsroboter, einer Hightech-Maschine, die präziser arbeite als ein Mensch. Sie macht mit Handbewegungen vor, wie sie die Konsole steuert, etwa für eine Bauchspiegelung. Dabei berührt sie die Patientin nicht mehr, sieht dafür alles in 3-D. Sie hat nach einer mehrstündigen OP keinen schmerzenden Rücken – sie sitzt. Und die Patientin erfreut sich dank dem minimal-invasiven Eingriff einer schnelleren Wundheilung.

Vielleicht wäre es in diesem Moment gut, den Panzer eines Roboters zu haben. Dann ginge ihr die Abwerbung der Mitarbeiterin nicht so nahe. Kann das Vorzeigen menschlicher Seiten in der Medizin auch ein Nachteil sein? René Hornung, Chefarzt der Frauenklinik am Kantonsspital St. Gallen, beschreibt Heinzelmann als ehrgeizig, engagiert, intelligent und ehrlich. Sie lehrte in Zürich bei ihm. Dass sie diesen Abgang persönlich nehme, spreche für seine ehemalige Assistentin, sagt er. «Sie gehört zu einer neuen Generation von Chefärztinnen. Es sind Frauen, die als Frauen Karriere machen. Trotz Topposition verzichten sie nicht auf Familie. Sie bringen Gefühle mit zum Preis, dass sie verwundbarer sind.» Zumal sie weiterhin mit intriganten, machtbewussten, selbstzentrierten Leuten zu tun hätten, die an Universitätskliniken gehäuft auftreten: im Kampf um Ressourcen und akademische Verdienste.

Viola Heinzelmann wird sich nun auf die Suche machen. Und noch stärker darauf achten, jemanden zu finden, der die Forschung über alles stellt. Darunter macht sie es nicht.



IN JEDER BEZIEHUNG

Brenn dich ein

Von Birgit Schmid

Manche ersten Begegnungen vergisst man nicht. Der Tischnachbar an einem Fest, der erzählt, wie es vor vierzig Jahren an seiner Tür geklopft und seine Frau vor ihm gestanden habe. Die Frau im Flugzeug, die berichtet, das Älterwerden erfülle sie mit Angst. Der Mann beim Warten am Konzert, warum er sich gern in leere Kirchen setze.

Manche ersten Begegnungen vergisst man. Und weil sie so ereignislos sind und so austauschbar, bleibt auch nichts haften, was man später wiedergeben könnte.

Man weiss trotzdem, wie sie laufen, weil diese Paare oft am Nebentisch sitzen. Gerade neulich wieder, man sah den beiden an, dass sie sich zum ersten Mal trafen. Sie redeten darüber, wo sie wohnten und wie gross ihre Wohnung sei. Sie sagten, wo sie arbeiteten und wie lange sie bis zur Arbeit brauchten. Sie redeten über die Drinks, die vor ihnen standen, und darüber, wo man noch coolere Drinks trinken könne. Dann redeten sie über das Wetter. Richtig Stimmung aber kam auf, als sie herausfanden, dass sie einen gemeinsamen Kollegen hatten.

Das serielle Dating bringt es mit sich, dass Lebensläufe heruntererzählt werden, als machte man eine Power-Point-Präsentation. Doch auch wenn Fremde bei einer Einaldung aufeinander treffen, zwei sich an denselben Stehtisch lehnen oder in einem Sitz nebeneinander festgezurrert sind, reden sie meistens, damit geredet wird: also belanglose Dinge. Smalltalk. Smalltalk gilt als soziales Schmiermittel. Das leichte Reden macht den Umgang geschmeidig. Und hält auf Distanz – niemand lässt sich richtig ein, keiner offenbart, was ihn bewegt.

Und gerade darum ist es so wenig. Das Gefühl danach, gar nicht gewesen zu sein. Nichts aus einer Begegnung mitgenommen zu haben. Man ist älter um eine Stunde oder zwei, aber auf dem gleichen Stand der Erfahrung, des Wissens, der Selbsterkenntnis und der Kenntnis des anderen. Verlorene Zeit. So verpasst man sich, wo man doch gerade jemanden kennenlernen wollte, zumal beim Dating. Schon seltsam: Interesse und Absichten sind offenkundig – und doch redet man möglichst unpersönlich. Will bestätigt werden und bestätigt. Genau. Wow. Krass.

Aber Smalltalk entspannt doch so schön!, so der Einwand. Muss es immer anstrengend sein? Niemand mag über die Flüchtlingskrise reden mit dem Champagnerglas in der Hand. Oder in eine Abtreibung eingeweiht werden, während es aus den Boxen «Get Lucky» singt. Und muss man nicht klein beginnen, um gross zu enden? Schon. Aber zum Sich-Aufwärmen eignet sich die Begeisterung über das schöne Wetter wirklich nicht.

Deshalb der Vorschlag: Warum es nicht mit Medium Talk versuchen? Das ist ein neues Wort in den USA für ein Gespräch, das nicht bloss an der Oberfläche gleitet, aber auch nicht in Abgründe taucht. Beim Medium Talk redet man zum Beispiel darüber, ob sich das Ehepaar in «House of Cards» als Vorbild eignet. Oder ob Pescetarianer die besseren Fleischesser sind. Mit solchen Themen drängt man sich niemandem auf, teilt aber eine persönliche Haltung mit.

Doch eigentlich lohnt es sich, gleich Big Talk zu machen, das grosse Gespräch. Aufs Ganze zu gehen – man will ja Spuren hinterlassen. Was wären da die Fragen? Vermieden werden sollte alles, was einen selbst erhöht. Ich segelte alleine um die Welt. Mein Buch war ein Bestseller. Vielmehr will man vom andern wissen: Wann warst du am heftigsten verliebt? Hast du je an Selbstmord gedacht? Wann bist du so richtig gestolpert?

Ich erzählte ihm meine Geschichte des Scheiterns. Er erzählte seine. Und was ich zu hören bekam, vergesse ich nicht.